

Der Geburtstag des österreichischen Komponisten Robert Schollum jährt sich zum 100. Mal

Verkünder der Neuen Töne

Von Edwin Baumgartner

■ Als Volksbildner im Einsatz für die zeitgenössische Musik in Österreich.

Irgendwann in der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre muss es gewesen sein – da brachte ich meine Mutter zur Verzweiflung: Beim Urlaub in Österreich war von Montag bis Freitag um die Mittagszeit (war's 13 oder 14 Uhr?) Radio angesagt; noch schlimmer zu Schulzeiten: Da musste die Großmutter, sie war ja zu Hause, die bewusste Sendung auf Kasette aufnehmen. Am Abend dann lauschte ich mit Kopfhörern und handelte mir manchen Verweis meiner Mutter ein: „Da hörst du Dir moderne Musik an, statt dass du Mathematik lernst.“ Aber die moderne Musik aus Österreich war spannender als Vektoren und Hyperbeln. Was meiner Mutter den Seufzer abrang, dass doch der Teufel den Robert Schollum holen möge.

Der nämlich, also der Robert Schollum, war der Kopf hinter der Sendung, der Mastermind, wie man das heute auf beinahe Deutsch sagt. Am morgigen Donnerstag jährt sich sein Geburtstag zum 100. Mal.

Heute ist Schollum nahezu vergessen – und das sollte nicht so sein. In Wirklichkeit müsste der Österreichische Komponistenbund dem 1913 in Wien geborenen Komponisten und Musikvermittler ein Denkmal errichten, denn mehr als er hat keiner gemacht für die österreichischen Komponisten in den Sechziger- und Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts.

Die Karriere des Kompositionsschülers von Joseph Marx begann mit dem Arrangement von Volksmusik. Was als rein künstlerische Tätigkeit anfang, führte den politisch im Grunde Desinteressierten enger an die Brauchtumspflege der Nationalsozialisten heran – enger, als es unbedingt notwendig gewesen wäre. Doch die Tätig-

keit bei Hitlerjugend und SA teilt er mit so manchem Österreicher – auch das Talent, sich „nachher“ um die Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit erfolgreich zu drücken: „Ein Auftrittsverbot für Musiker mit spezifischer NS-Vergangenheit konnte Schollum nach 1945 mittels der Fürsprache politisch unbelasteter Freunde innerhalb eines kirchlichen Wirkungskreises umgehen“, schreibt der Musikwissenschaftler Christian Heindl, nach wie vor unbestritten bester Kenner der österreichischen Komponisten jener Generation.

Unparteilicher Vermittler

Nach prägenden Jahren in Linz, in denen Schollum, zusätzlich zu seiner Arbeit als Komponist, Gestalter von Rundfunksendungen, Chorleiter und Volksbildner, auch die Linzer Sektion der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik aufbaut, kehrt er mit gleichen und ähnlichen Aufgabenbereichen nach Wien zurück.

Schollums großes Verdienst ist die Unparteilichkeit. Es ist die Zeit, in der konservatives Lager und avantgardistischer Sturm einander unversöhnlich gegenüberstehen. Dennoch gewährt Schollum in seinen Sendungen Aufschluss über die *ganze* zeitgenössische Musik Österreichs, obwohl er selbst eher den Fortschrittlichen zugehört, und so erklingen Werke von Kurt Schmidek und Karl Schiske ebenso wie solche von Walther Nussgruber, Paul Kont und Kurt Rapf; Helmuth Eder und Gerhard Wimberger sind vertreten und viele andere, wie der in Wien lebende Amerikaner Eugene Hartzell, dessen „Symphony of a Symphony“ mich, seit ich sie in einer Sendung Schollums hörte, nicht mehr loslässt.



Robert Schollum führte die Rundfunkhörer an die Neue Musik Österreichs heran. Foto: Doblinger

Bloß Schollum spielt Schollum sehr wenig. Man führt sich eben nicht selbst auf – die nobleren unter den damaligen Komponisten, die auch gewissermaßen Veranstalter sind, wissen das; Schollum hält sich daran auch in seinen beiden Amtszeiten (1965–1969; 1983–1984) als Präsident des Österreichischen Komponistenbundes ungeachtet der Tatsache, dass er sich damit schadet. Denn die anderen sind bessere Egoisten und revanchieren sich auch dann selten, wenn es ihnen leicht fiel.

Dabei ist Schollums Musik – nun ja: „genial“ nicht. Aber so schwach, dass man sie außerhalb von zögerlichen Gedenkveranstaltungen im laufenden Jahr gar nicht mehr spielt? Nach Anfängen im Umfeld von Romantik, Impressionismus und polytonal einge-

schrägtem Neoklassizismus, wendet sich Schollum einer Musik zu, in der er eine Synthese von Zwölftontechnik, tonartengebundenen Elementen, mitunter auch Jazz und Improvisation anstrebt.

Monumentale Passion

Zu viel von dem entsteht da, was man als „Haus-“ und „Gebrauchsmusik“ bezeichnet, was der Verlag aber dankbar abnimmt, weil er gemischte Duos, Trios und Quartette eher verkaufen kann als Orchesterwerke und Oratorien. Werke wie die Fünfte Symphonie „Venetianische Ergebnisse“ indes, „Spiele“ und „Rufe“ sind es, die verdienen, gehört zu werden, und die „Markus-Passion“ ist überhaupt eine der bemerkenswertesten musikalischen Auseinandersetzungen des 20. Jahrhun-

derts mit dem Leiden Christi. Der enorme Aufwand freilich verbannte das monumentale Werk nach seiner Uraufführung 1983 in die Schublade.

Schollum, der sein Privatleben stets abzuschirmen wusste, hinterlässt zwei Adoptivöhne, als er am 30. September 1987 in Wien stirbt. Die Verankerung der zeitgenössischen österreichischen Musik im ORF und der unermüdete und oft von Erfolg gekrönte Einsatz, die Werke österreichischer Komponisten bei österreichischen Veranstaltern zu positionieren, gehören zu seinem Vermächtnis, das man mit seinem Namen wohl nicht mehr in Verbindung bringt, dessen Spuren sich aber im heutigen österreichischen Musikleben nach wie vor ausmachen lassen. ■

Galerien



Vater, Mutter, Kindianer

(cai) Es liest sich wie die Besetzungsliste von einem Rollenspiel: „Rudolf Koppitz, Anna Koppitz, Liselotte Tavs-Koppitz.“ In der Fotogalerie Faber wird also Vater, Mutter, Kind gespielt. (Oder Cowboy, Indianer und Kindianer?) Das rührendste Familienfoto von den dreien ist eigentlich ein Suchbild: Wo ist der Vater? *Hinter* der Kamera! (So wie der Raffael hinterm Pinsel war, wenn er einer lieblichen Madonna das Gesicht seiner Geliebten gegeben hat.) Das kitschige Andachtsbild, das locker als „Maria mit dem Jesusknaben“ durchginge (auch wenn das Baby Lisl heißt), soll ja keine alleinerziehende Mutter darstellen. Vor der Kamera befindet sich Papa Rudolf (1884 – 1936), wenn er in heroischer Nacktheit in der Natur posiert. In seinen symbolistischen Selbstporträts. Ein Meisterwerk der Retusche: seine berühmte Bewegungsstudie. He, die Nackter-

te im Vordergrund hat ja zwei linke Füß! (Und das lange vorm Photoshop.) Ach nein, bei genauerer Betrachtung haben vielmehr zwei von den drei Hintergrundtänzerinnen denselben *rechten* Fuß. Der wurde kurzerhand kopiert. Idealiert hat Anna K. (1895 – 1989) den Menschen ebenfalls. Die sportlichen Mädeln aus ihrer Serie für die Reichsschule Burg Neuhaus könnten aus Leni Riefenstahls Körperkultfilm „Olympia“ herausgeturnt sein. Und die Bäurin mit der Sense wirkt wie (national)sozialistischer Realismus. Erinnert ein bissl an den verklärenden Realismus des „Land und Leute“-Projekts von Ehemann Rudolf. Dagegen machen einen die Experimente von Tochter Liselotte (1925 – 2011) einfach nur schaulüstern. Wenn sich Gartensessel in Licht und Schatten auflösen. Oder die witzige „Knoblauchgrafik“. (Kennens Sie den? Treffen sich ein paar Knofelknollen.) Die Ausstellung ist zum Studieren von Familienähnlichkeiten sehr geeignet.



Ur-Photoshop? Rudolf Koppitz verbessert die Realität. Seine „Movement Study“ (1925) ist stark retuschiert. Foto: Galerie Faber

Galerie Johannes Faber (Dorotheergasse 12) Dreimal Koppitz, bis 7. September Geöffnet nach Vereinbarung Tel.: 01/5057518 ★★★★★

Architektur ist nicht nur draußen

(cai) Architektur ist, wenn man trotzdem baut. (Obwohl einem die Konkurrenz immer wieder die geilsten Projekte wegschnappt.) Nicht dass Rudolf Prohazka keine Wettbewerbe gewonnen hätte. (Das IBM-Gebäude am Donaukanal etwa hat er generalüberholt.) Aber in seiner Gedenkausstellung wird einem so richtig bewusst, wie viel Frustration der 2011 verstorbene Architekt aushalten hat müssen. Und wenn man grad stolz seine Vision vom neuen Stadtzentrum von Campione abliefern will und dann wird der Wettbewerb abgebrochen, weil die Gemeinde unter Korruptionsverdacht steht, ist das ja geradezu ein Coitus interruptus. In der zs art Galerie wird Realisiertes gleichberechtigt neben Leidenein-Entwürfen präsentiert. Dabei zeigt sich Prohazkas Fähigkeit zur mitunter recht radikalen Empathie mit den vorgefundenen Gegebenheiten. Ein Haus hat er in die

Natur eingepasst, ohne einen einzigen Baum zu fällen. Beim Neubau vom superschlanken österreichischen Kulturforum in New York (an sich schon eine Herausforderung, als müsste man aus einem Soletto eine Sissi schnitzen – inklusive Pferd) hat er gar gelobt: „Kein Stück Himmel wird veruntreut.“ (Den hätte er live auf die Decke der ins Gebäude eingeschnittenen Terrasse projiziert.) Während er im Museumsquartier allerdings Sissis Reithalle geschleift hätte. Die ganze Zeit ist man selber mittendrin in seinem Werk. Denn die Galerieräume hat er ebenfalls strukturell bereinigt. Die Zwischendecke hat er trotzdem nicht rausgerissen wegen der freien Sicht auf den Himmel. (Da hätte er zu *früh* aufgehört.)

zs art Galerie (Westbahnstraße 27 – 29) Rudolf Prohazka – In Memoriam Bis 5. September Mo. – Fr.: 11 – 19 Uhr ★★★★★